

# Die Zeitungs Welt

Nr. 13

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1906

## Der letzte Willen Hohenrots.

(Fortsetzung.)

S hier leichtfüßig schwebte Kathrine in die Küche, wo die Flasche Wein (und noch einige mehr) schon längst bereit stand, um mit dem schwachen Feuer (es war Landwein und ein geringer Jahrgang) den wagemutigen Sinn des Knechtes zu beleben und zu vorbedachten aber doch immer noch unüberlegten Handlungen aufzustacheln. Sie war mit einmal in die lustigste Stimmung versetzt, denn nun war sie da angekommen, wo sie seit ihrem achtzehnten Lebensjahr hinstrebte: in die Nähe eines männlichen Individuums, das sich ihr in der zweifellosen Absicht nahte, ihr Herr und ihr Sklave zu werden. Ihre Freude wurde auch nicht durch das Bewußtsein getrübt, daß das männliche Individuum sich ihr nur näherte, weil sie das Transparent war, in welchem die Sonne Unverfälschte leuchtete. Jetzt wollte sie schon zeigen, was sie leisten konnte, sie fühlte sich bereits als vollkommene Herrin der Situation, als sie das trübe Gefäß in die geschliffenen Stengelgläser goß und sich dem Freier gegenüberstellte.

Dieser hing noch eine Minute lang nachdenklich den Kopf, dann schüttelte er sich, ergriff das Stengelglas und stieß mit der Dicken an. „Auf Deine Gesundheit!“ sagte er. „Auf Dein Wohl!“ entgegnete sie und trank das Glas mit einem Zuge leer. Darüber wunderte sich der an Mäßigkeit gewöhnte Karl, aber er dachte, schließlich könne sie sich's leisten und wenn sie nichts Schlimmeres mache, als Wein gurgeln, dann könne er zufrieden sein. Er erkundigte sich, wie's ihr gehe und wo sich der Stromer, der Konrad, herumtreibe, der ein verschmitteter Fils sei, denn er stelle der Braut seines verstorbenen Herrn nach, als, ob es nicht eine Bessere gebe, die weit mehr verdiene, daß man sich um sie bekümmere. Sie, die Kathrine, könne sich jedenfalls denken, weshalb er komme und wenn sie nichts gegen ihn einzuwenden habe, dann sei er der Ansicht, daß man die Sache am besten gleich festmache, denn man habe nicht mehr viel Zeit übrig. Er sei schon eher gekommen, wenn er nicht gedacht habe, der Konrad habe hier im Hause das Vorrecht, nun er aber sehe, daß sein Kamerad dem Glücke hartnäckig aus dem Wege gehe, habe er sich auf den Weg gemacht und nun sei er da und trage ihr seine Hand und seinen Namen an.

Kathrine war von der Beredsamkeit und den schönen Worten des Knechtes hingerissen. Sie nickte dazu ununterbrochen mit dem Kopfe

Eine Dorfgeschichte aus Nassau. Von Heinrich Diefenbach.

und als er geendet hatte, warf sie sich ihm an die Brust und ergoß ihre zwanzigjährige Liebessehnsucht in eine salzige Tränenflut, wobei sie dem frischbarbierten Karl zärtlich die Waden tätschelte und ihm schluchzend gestand, sie sei das glücklichste Mensch unter der Sonne und wenn er wolle, könne er gleich morgen das Aufgebot bewerkstelligen. Karl empfand das überquellende Gefühl der Jungfrau nicht so unangenehm, wie er sich derartiges vorgestellt hatte, er schnupperte an den glänzenden glyzerinduftenden Wangen des Mädchens und suchte die Arme um ihre Hüfte zu schlingen, was ihm nach einiger Mühe auch leidlich gelang.

Daß Karl sich endlich von der Mäse und dem lockenden, scheinheiligen Kirchendiener los gemacht hatte, geschah auf die natürlichste Weise von der Welt. Er hatte endlich das trügerische Wesen des Klüsters und der Magd durchschaut, aber nicht seiner Weisheit hatte er das zu verdanken, sondern dem glücklichen Zufall, der ihn in dem Augenblick in's Kirchendienerhaus führte, als sich Mäse eben mit dem jungen, seit kürzerer Zeit bei dem Bürgermeister dienenden Knecht Christian in einer Weise unterhielt, die selbst dem dümmsten Kerl die Augen über das zwischen den beiden bestehende Verhältnis geöffnet haben würde. Er sah ein, daß hier nichts mehr zu erwarten war, und eilte noch an demselben Abend zu Kathrine, herzlich froh, daß er noch genügend Zeit hatte, dort das Eisen seines Glückes zu schmieden. Er begann sofort damit und rieb sich vergnügt die Hände, als er das Haus seiner Verlobten verließ, die sich in dem Himmelbett der abgezogenen Schwester im siebenten Himmel fühlte.

Am nächsten Morgen machte Kathrine den Knecht Konrad mit dem Stand der Dinge bekannt, und sie ergoß sich weidlich an dem thörichten Gesicht, das der arme Mensch machte, als er den pöflichen Streich seines ehemaligen Busenfreundes vernahm. Doch Konrad fand sich in seine Lage leichter als man glauben sollte. Ein paar Tage ging er umher, als hätten ihm die Gänse das Butterbrot gefressen, dann atmete er auf und er freute sich sogar, daß die Sache für ihn erledigt war. Er ging hin und suchte sich eine andere Dienststelle und damit trat er vorläufig vom Schauplatz ab.

9.

Als Mäse Kathrine ihrem Kehlbad, ihrer Schwester und sogar ihrem prächtigen Himmel-

bett nebst den Geraniumstöcken großend den Mücken wandte, ließ sie sich von Konrad nach Madensfeld fahren. Auch Madensfeld ist auf der Landkarte zu finden, obwohl es drei Stunden von Kehlbad entfernt liegt, nur sieben Häuser und ein Spritzenhaus hat und von den Kehlbadern als ein trauriges Nest verschrien ist, in dem sich kein Sperling auf anständige Weise ernähren könne. Das Dörfchen liegt hoch im Gebirge und es hat seinen Namen vermutlich daher, weil die Raden dort besser gedeihen als das Getreide, das selbst in den besten Jahren flüchtige Sämlinge erzeugt, wie sie am liebsten von Strohhutfabrikanten verarbeitet werden. Die Madensfelder sind Bauern, die immer noch mit Ochsen ihre mageren Felder bestellen und statt der modernen Zuckrübe dunkelblaue Wämme mit weißen Perlmutterknöpfen tragen. Auch zeichnen sie sich von den Bewohnern anderer nassauischer Landgemeinden dadurch aus, daß sie keinen Gesangsverein besitzen, obwohl sie sonst einem munteren Gesang nicht abhold sind. Einmal hat sogar ein Madensfelder beim Theater in einer berühmten Stadt Nassaus als Chorsänger mit Erfolg gewirkt, doch das ist schon lange her.

Der Chorsänger ist alsbald nach der Völkergreifung Nassaus durch die Preußen pensioniert worden und er hat sich darauf nach Madensfeld zurückgezogen, wo er auch begraben liegt. Man erinnert sich noch seines Begräbnistages und des großen Kranzes, den ihm seine ehemaligen Kollegen und Kolleginnen vom Theater gewidmet hatten, obwohl er nach seiner Pensionierung nicht viel von ihnen wissen wollte. Sein Grabstein gilt als erste Lebenswürdigkeit des armen Nestes, dessen Kirchhof im übrigen nur hölzerne Kreuze mit schwarzen Inschriften aufzuweisen hat.

Vesagter Chorsänger hat als Madensfelder Pensionär allerdings den Versuch gemacht, einen Gesangsverein ins Leben zu rufen, jedoch ohne Erfolg. Die Ursache an dem Mißerfolg lag jedoch nicht an ihm und auch nicht an den Kehlen der Madensfelder, sondern an dem damaligen Pfarrer von Reizenlos, zu dessen Pfarre das Dörfchen gehörte. Der Pfarrer war aus zwei Gründen gegen den Gesangsverein. Der erste Grund war der Chorsänger außer Dienst selber, dem der geistliche Herr nicht die nötige sittliche Qualifikation zu einem Gesangsvereinsdirigenten anerkennen wollte. Der zweite Grund war die Frau des Chorsängers, der sich als fünfzig-

jähriger Mann mit einem Radensfelder Mädchen verheiratet hatte, das ihm nichts mit in die Ehe brachte als ein zweijähriges Wübchen, dessen Vater unbekannt war. Der Pfarrer wollte einem Mann nicht die langesluffige Jugend anvertrauen und er setzte seinen Willen durch, denn zu den Eigentümlichkeiten der Radensfelder gehörte es damals und gehört es noch heute, daß sie dem Pfarrer unbedingt gehorchen.

Nach dem Tode des Chorfängers ernährte sich dessen Witwe wie andere arme Weiber auf dem Lande und sie fristete ein kümmerliches Dasein. Der Säger, der sich in der Gesellschaft geschminkter Schauspielerinnen und parfümierter Ballettusen einen guten Geschmack erworben hatte, hielt etwas auf properes Aussehen und er sorgte leidlich dafür, daß sich seine Frau ein gutes Neuhäuser behahren konnte. Sie mußte sich ein Kattunkleid für den Sonntag und eine Mantelschürze für den Werktag zulegen und die Haare zu einem Knoten zusammenbinden, der sich wie eine Brechel über die Halskrause legte, die jede Woche gewaschen und gestärkt wurde. Nun aber, wo er tot war, ging es mit der Properität der Frau rasch bergab, sie alterte frühzeitig, und eine Woche bevor Miedertrine bei ihren Radensfelder Verwandten abstieg, hatte man sie ins Grab gelegt.

Das Knäbchen, das die Frau des Chorfängers ihrem Manne mit in die Ehe gebracht hatte, war zu einem kräftigen jungen Manne in die Höhe gewachsen, der sich mit ländlicher Tagelöhnerarbeit ernährte und still und anspruchslos bei seiner Mutter gelebt hatte, wie es einem zukommt, der nicht weiß, wo er seinen Vater suchen soll. Einige Wochen vor dem Tod seiner Mutter war der seltsame Kehlbacher Erbschaftsfall lang und breit im Kreisblatt geschildert worden. Als die Witwe die Geschichte las — sie lag damals schon leidend und sterbenselend im Bett und hoffte nur noch auf die Erlösung des Sünders, ward sie sehr unruhig und sie gestand ihrem Sohn, daß der verstorbene Hohenrot kein anderer sei als sein Vater. Sie bat ihn, das Geheimnis für sich zu behalten und sie nicht nach ihrem Tode noch in die Wäuler der Leute zu bringen, wo sie selbst dem seligen Hohenrot seine Geburt verheimlicht habe, nur, damit sie nicht als Mutter eines Kindes dreifach arg gelästert werde, dessen Vater ein verheirateter Mann gewesen sei, als sie sich mit ihm abgegeben habe. Der überraschte Sohn beschloß, den Wunsch der Mutter zu erfüllen, er gedachte aber doch, die erste Gelegenheit zu benutzen, um sich selbst einmal in Kehlbach umzusehen.

Er hatte dabei das unbestimmte Gefühl, als müsse es ihm auf irgend eine Weise möglich sein, aus der Hinterlassenschaft seines Vaters einiges für sich herauszuschlagen, denn er war ein armer Teufel und konnte es brauchen.

Miedertrine hatte in einer schweren Truhe, deren Deckel mit drei Rosen bemalt war, ihre zahlreichen Hemden, blaue Flanellröcke und wollene Tücher mitgebracht. Sie ließ sich von ihren Verwandten ein Stübchen antweisen, das gerade groß genug war, das magere Persönchen mit ihren Siebensachen aufzunehmen. Da sie sonst nichts zu tun wußte, aber nicht müßig sein konnte, begann sie am dritten Tag ihrer Anwesenheit in Radensfeld, den Inhalt ihrer Truhe zu ordnen. Dabei stieß sie auf ein „Christliches Vergiftmeinnicht“, das sie bei ihrer Konfirmation erhalten und in das sie nachher alle wichtigeren Ereignisse ihres kleinen Lebens verzeichnet hatte. Sie setzte sich mit dem Büchelchen an das Fenster und fing an zu lesen. Ach Gott, viel stand nicht auf den vergilbten Blättern; es waren zuerst lauter unbedeutende Kleinigkeiten, über die sie jetzt trotz ihres verärgerten, kummervollen Gemütes lächeln mußte. Dann kamen die interessanten und wichtigeren Aufzeichnungen, das waren die,

die sich mit ihrem verstorbenen Bruder beschäftigten, über dessen Leben und Taten die Jungfrau ordentlich Buch geführt hatte, um immer in der Lage zu sein, dies oder das in ihr Gedächtnis zurückrufen zu können, wenn das erforderlich sein sollte. Sie begannen mit Hohenrots erster Verheiratung und zogen sich durch die verschiedenen Phasen seines Ehelebens hin. Hier und da wurden sie durch dicke schwarze Kreuze unterbrochen, deren jedes das Ableben einer Hohenrotin bedeutete. Dann folgte immer ein großes Fragezeichen, womit offenbar angedeutet worden war, daß es immer noch fraglich sei, ob der Bruder nunmehr die Weiber links liegen lassen werde.

Was aber die alte Jungfer plötzlich in tiefe Nachdenklichkeit versetzte, war eine Notiz, die zu einer Zeit niedergeschrieben worden war, wo der verstorbene Hohenrot offenbar die Sonigfreuden seines ersten Ehelebens genossen hatte. Die Notiz lautete: „Die Schwägerin hat die Christine aus Radensfeld fortgejagt, weil der Bruder mit dem Weibsbild karassiert hat.“ Die Notiz war kurz, aber der alten Jungfer war es, als müsse noch eine weitere, sich auf diesen Fall beziehende Nachricht folgen. Sie blätterte vorwärts und rückwärts, aber es fand sich nichts mehr, was auf die fortgejagte Magd Christine aus Radensfeld Bezug hatte. Sie war in dem Büchelchen spurlos verschwunden, doch wie Miedertrine einige Zeit in ihrem Gedächtnislasten herumkrante, da fiel ihr ein, daß sie damals ganz im Stillen und mehr zur Befriedigung einer entschuldigen Neugierde der Christine nachgeforscht und auch erfahren hatte, daß dieselbe nach einer angemessenen Frist einem Knäblein das Leben schenkte. Sie hatte sich gehütet, ihre Wissenschaft dem Bruder mitzuteilen oder sonstwie bekannt zu machen, denn damals hoffte sie ununterbrochen auf den Reichtum ihres Bruders und sie hatte daher keine Lust, ihn mit der Nase auf einen Abkömmling zu stoßen, obwohl die Erlangung eines solchen sein eifrigstes Bestreben war. Schließlich hatte sie die Sache vergessen und nun erst erwachte abermals das Verlangen in ihr, ihre Nachforschung wieder ein wenig aufzunehmen.

Der alten Jungfer schossen auf einmal die seltsamsten Gedanken durch den Kopf, und als sie nach einer guten Stunde das „Christliche Vergiftmeinnicht“ auf seinen Platz zurücklegte, da rief sie sich vergnügt die Hände und sicherte schadensroh: „Wart' nur, dickes Mensch, wenn ich den Bub finde, den heg' ich Dir auf den Hals. Ja, ja, ja, den heg' ich auf Dich. Er hat ja doch das meiste Recht an dem Krempel.“ Sie machte sich sofort an die Verwirklichung ihrer Absicht und hatte bald den jungen Menschen, der von seiner Mutter dem Chorfänger mit in die Ehe gebracht worden war, ausfindig gemacht.

Der junge Mann hieß Christian. Er stellte unter den Radensfeldern gewissermaßen eine Ausnahme dar. Zunächst wegen seiner dunklen Herkunft, denn in Radensfeld weiß jeder, wer sein Vater ist, dann aber auch wegen seiner selbst. Er war trotz alledem ein lustiger Vogel und ein Kerl, der nach allen Seiten ausschlug, wenn ihm einer etwas anhaben wollte. Er genierte sich durchaus nicht, auf der Welt zu sein und gab das bei vielen Gelegenheiten so deutlich zu erkennen, daß die sittsamen Radensfelder, bedenklich die Köpfe schüttelten und alte Sprichwörter zitierten, die sich schon seit Jahrhunderten als nichtsnützig erwiesen haben, aber immer wieder unpassend angewendet worden. „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm!“ sagten sie. „Wie die Älten summen, so zwitschern auch die Jungen!“ Aber gerade das, worauf sie ganz besonders anspielten, tat der junge Mensch nicht: er lief keiner Schürze nach, er ging ihnen vielmehr geflissentlich aus dem Wege und da in Radensfeld, wie auch andernwärts, die heiratsfähigen Mädchen

einigermaßen zutraulich sind, so muß dieser Umstand um so nachdrücklicher und anerkennender hervorgehoben werden.

Nun war Miedertrine ein Frauenzimmer, das sich den Kuckuck um die männliche Tugend scherte und das immer geneigt war, alle Welt „wie Mannskerle“ schlecht sein zu lassen. Als sie aber den wackeren Sohn ihres Bruders zu Gesicht bekam, da regte sich etwas in ihrem faltigen, vertrockneten Herzen, das wie leimende Zuneigung aussah, was um so begreiflicher wird, wenn man weiß, daß der Bursche eine große Ähnlichkeit mit dem verstorbenen Hohenrot hatte, als derselbe in den besten Jahren und ein schöner Mann war und von der damals noch leidlich genießbaren Miedertrine mit etwas schwesterlicher Wärme geliebt wurde. Sie freute sich dessen und rückte ohne Bögen auf ihr Ziel los. Als sie nach einem knappen Monat das Vertrauen und die Freundschaft des Burschen, der ihre Schürze nicht fürchtete, gewonnen hatte, da hatte sie ihr Herz so in verwandtschaftlicher Zärtlichkeit an ihn gehängt, daß sie den sehnlichsten Wunsch hegte, er möge in Kehlbach mit glücklichem Erfolg für sich operieren. Damit er das vermöge, händigte sie ihm das Testament ein und machte ihn besonders auf die Klausel aufmerksam, wonach die Male (deren Lob die alte Jungfer nun in allen Tönen sang!) unter gewissen Umständen (die aber jedenfalls eintreffen würden!) Universalerbin werden mußte. Ein paar Wochen später überraschte der Knecht Karl bereits die Male und den Christian in traulicher Unterhaltung, was ihn bekanntlich veranlaßte, sich schleunigst die dicke Kathrine zu sichern.

10.

Die Aufregung zu schildern, welche sich der Kehlbacher bemächtigte, als der Bund zwischen Karl und Kathrine geschlossen wurde, wäre ein müßiges Unternehmen. So viel Pulver war seit Menschengedenken bei keiner Hochzeit verschossen worden, als am Hochzeitstage des in mancher Hinsicht ungewöhnlichen Paares. Es knallte hinter jedem Hoftor und jedem Gartenzaun und vor der Kirche hatte sich ein Duzend der lustigsten Burschen aufgestellt und schossen mit schweren Reiterpistolen, daß der vergoldete Sahn auf dem Kirchturm zu zittern anfing und die Gänse des nebenan wohnenden Kirchendienerers schrieen und mit den Flügeln schlugen, als ob bereits Martini vor der Tür stände. Man knallt in Kehlbach ja von jeher gern und läßt es an Spektakel nicht fehlen, wenn sich eine Gelegenheit darbietet, aber diesmal war der Lärm selbst für Kehlbach etwas stark. Braut und Bräutigam hatten sich's indessen schmunzelnd gefallen lassen, dieser hatte sogar mit einer unglaublichen Breitspurigkeit in die Tasche gegriffen und den schmutznasigen Buben, die den Glücklichen durch ein quer über die Straße gespanntes Seil in der Erreichung ihres großen Zieles aufhalten wollten, eine Handvoll Kupfermünzen in den Staub geworfen, worauf die Kleinen das Seil fallen ließen und sich über die rollenden Pfennige stürzten, was einen recht lustigen Anblick gewährte. Die Näherin Jettchen behauptete später, ihr Kleiner habe bei dieser Gelegenheit ein Groschenstück ergattert; das glaubte ihr jedoch kein Mensch, obwohl sie sich erbat, ihre Behauptung mit hundert Eiden zu erhärten. Nur ins Kreisblatt gelangte der Groschen des glücklichen Hochzeiter's und dort vervielfältigte er sich unter der Phantasie des X-Mitarbeiters um ein ganzes Schock.

Diese Heirat hatte den zweiten und interessantesten Akt des Schauspiels eröffnet, dessen Autor bereits ein und einviertel Jahr lang auf dem Kehlbacher Kirchhof unter einer Säule aus rotem Sandstein schlummerte, die oben abgebrochen war, zum Zeichen, daß der Verstorbene plötzlich aus der Welt schied, in der er noch etwas zu erhoffen hatte.

(Schluß folgt.)

## Aus der Tierkunde des Mittelalters.

Costige Ausgrabungen von Adolf Hellborn.

(Fortsetzung.)

Wir sind auf unserem Spaziergange beim alten Konrad Geshner angelangt, dem Vater der deutschen Naturgeschichte, dem „deutschen Plinius“, dem ersten wirklichen Fachzoologen. Geshner, der 1516 zu Zürich geboren wurde, hat sich nicht wie die bisher erwähnten Naturschilderer lediglich damit begnügt, aus den Schriften der Griechen und Römer ohne jede Kritik Geschichten von Fabelwesen und Fabeln von geschichtlichen Lebewesen zu überlesen und gar noch weiter auszuschmücken mit allerlei Dämonenlatein: er gibt vielfach auch eigene Beobachtungen, die bisweilen den Kern der Sache wirklich treffen. Aber auch er ist in der Gelehrsamkeit des Mittelalters noch viel zu sehr zu Hause und viel zu sehr befangen, um sich ganz von jener Tradition der Fiktion und Märchen freimachen zu können. Und so finden wir auch in seinem schon weit wissenschaftlicheren Niesenwerk über die Tiere noch manche ergötliche Geschichte. Die merkwürdige Einteilung des Werkes in vierfüßige Tiere (dahin rechnet Geshner z. B. auch Skrocodile, Schildkröten und Frösche), Vögel (darunter auch die Fledermäuse) und Fische (hier treffen wir u. a. auch die Wale, Krebse, Schnecken und mancherlei Schlangen an) wurde bereits erwähnt. Noch war auch der große Effektor der Naturwissenschaften, Linné, nicht geboren, es gab noch keine „Systematik“, und so werden die Tiere einfach dem Alphabet nach aufgeführt und beschrieben. Der riesige Umfang des Werkes wird zum guten Teil auch dadurch bedingt, daß man sich damals noch aus wesentlich anderen Gesichtspunkten, als nur wissenschaftlichen, mit der Tierkunde beschäftigte. Der biblische Schöpfungsbericht setzte den Menschen ja zum Herrscher über alles Getier, und die Aufgabe der Zoologie war es, den Herrscher gleichsam die Grenzen dieses vom Schöpfer ihm verliehenen Königreiches kennen zu lehren. Ich sagte es schon eingangs: das Buch ist u. a. den „Arzten und Koechen“ gewidmet, und so finden sich denn ungezählte Rezepte in dem Werke. Na, was das drolligste ist: selbst von Tieren, die, wie wir heut wissen, gar nicht existiert haben, gibt Geshner an, was von dem Tiere „gut zu nutzen“.

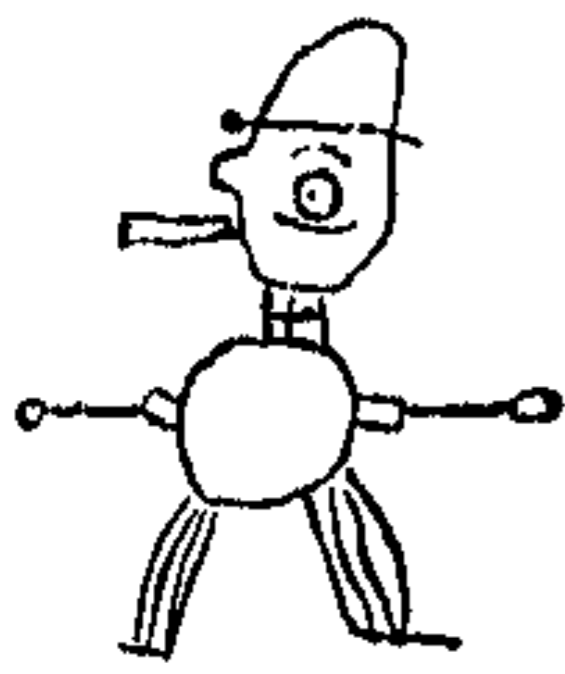
Betrachten wir zunächst einmal diese Tiere. Vom Einhorn war schon die Rede. Ihm folgt im Alphabet der Forstteufel. Das muß ein besonderes Wundertier gewesen sein. Denn Geshner berichtet, daß es ein einziges Mal nur, und zwar im Jahre 1531 im Haußberger Forst (Salzburg) gesehen und gefangen wurde, „on zweyfel ein erschrockenliche, bedentliche wundergeburt.“ Scheußlich in seiner Gestalt, sah es den gemalten Teufeln nicht ungleich. — Noch scheußlicher muß nach Geshners Wort und Bild das Zu, in dem man vielleicht die Neucastrate wiederfinden kann, ausgelesen haben; nennt er es doch „das aller schüßlichst thür so gesehn“. Es lebte „in dem neuw erfundenen land“ (Amerika), war „seer rönbig“ (rändig), hatte, der Abbildung nach zu urteilen, etwa die Größe eines Panters und einen buschigten Schwanz, so lang wie der ganze Körper. „So es von den Segeren gejagt, nimpt es seine jungen auff seinen ruggen, deckt sy mit einem langen schwanz, fliecht also davon, wirdt mit gruben gefangen und mit pfeylen erschossen.“ — Aus der Vogelwelt sind wohl die sonderbarsten Wesen die „Vögel Diomedis“. Sie hausen auf der Insel Diomedea im Adriatischen Meere. Da stand eine wunderbare Kirche, um die herum saßen rings diese Vögel. Sie waren ganz weiß, hatten Zähne, feurige Augen und große, harte Schnäbel. Das wäre ja alles — bis auf die Zähne und vielleicht die feurigen Augen — nicht gar so merkwürdig. Aber diese Vögel besaßen eine

merkwürdige Vorliebe für die Griechen. So nämlich Leute aus Griechenland kamen, berichtet Geshner, sind sie gar still und ruhig und fliegen zu ihnen, lassen sich auch von ihnen streicheln, schlüpfen ihnen in den Busen und nehmen ihnen Speise aus den Händen, gleich als ob sie zu Gast geladen seien. So aber aus den umliegenden Drien andere Völker vorbeifahren, haben sie gar keine Gemeinschaft mit den selbigen, fliegen auch nicht zu ihnen, sondern schießen höchstens auf ihre Köpfe hinab und beißen sie mit ihren Schnäbeln tot. Sie haben zwei Hauptleute: der eine führt den Haufen, der andere hält die Schar zusammen. Höchst seltsam ist auch das Nest dieser Vögel. Mit ihrem Schnabel höhlen sie eine Grube aus, legen Reisig darüber und bedecken dieses wieder mit Erde: „darinn machend sy denn junge“. Eier scheinen sie also nicht gelegt zu haben. In allen diesen Nestgruben sind zwei Löcher, die eine gegen Aufgang gerichtet, durch welche sie zum Staub ausfahren, die andere aber, durch welche sie einschlüpfen, gegen Niedergang gelegen, auf daß sie das Licht, so sie sammeln, aufwecke, und ihnen das selbige an ihrer Ruhe auch nicht abgeschlagen werde. — Nicht minder wunderfame Vögel sind die Greifen. Unser Gewährsmann erzählt erst, was die alten Griechen von diesen merkwürdigen Tieren gefabelt haben. Die Griechen waren überhaupt in solchen Dingen sehr leichtfertig; sie erzählen ja, meint er, auch von Centauren und Sphinxen, sie „machten Namen“. Aber an den „Greiffen“ ist doch etwas daran. Der Greif, heißt es dann, ist ein vierfüßiges Tier, mit den Flügeln und Angesicht dem Adler gleich, doch viel größer. In sein Nest legt er den „stein Agathen“ (Achat). Albertus Magnus will übrigens wissen, daß solch ein Greif hinten, am Schwanz und den Füßen, dem Löwen gleiche. Auch soll er an den Vorderfüßen Löwenkrallen haben. In Meisen will man einmal solch einen Greifen gefunden haben; er hatte „schenkel als der Löw, und klawen als eines starken manns finger.“ — Wenig vom Greifen. Unserem Bericht fehlte eines der merkwürdigsten Lebewesen mittelalterlicher Naturkunde, wollten wir nicht auch des Vogels „Phenix“ (Phoenix) gedenken. Geshner ist in der Beschreibung dieses Wundertiers recht vorsichtig. Er schreibt stets „soll“ und „sagt man“, bildet auch den Phoenix, wie übrigens auch die Vögel Diomedis und den Greifen, nicht in seinem Werke ab. Das Befremdlichste an diesem Vogel ist, daß er ohne alle (geschlechtliche) Vermischung oder „zuthung männlich oder weyblich geschlechts“ geboren wird. Er soll — ausgerechnet — 540 Jahre alt werden; andere geben sein Alter sogar auf 660, ja selbst auf 7006 Jahre an! Der Phoenix, der einen Pfauenkopf und einen goldfarbenen, purpurgesprenkelten Hals besitzt, ist so groß wie ein Adler. Merkt der Vogel nun, daß gemach ihn das Alter drückt, so baut er sich ein Nest auf einem Baum an einer frischen, sprudelnden Quelle. Zum Nestbau verwendet der Vogel Weihrauch, Myrrhen, Zimmet und andere solche Spezereien. Nun wartet er, bis die Sonne einmal recht heiß herniederfengt, setzt sich dann auf sein Nest, und, siehe da, die Sonnenstrahlen wirken auf seinem Federkleid mit den großen Pfauenaugen wie durch ein Brennglas: das Nest fängt Feuer und verbrennt mitsamt dem bedauernswerten, im Grunde genommen aber recht schlauen Vogel. Am nächsten Tage bildet sich aus der Asche ein Würmlein, das am Tag darauf Flügel bekommt, und in kurzer Zeit fliegt der aus der Asche neu erstandene Phoenix davon, „daß man nit weyßt wohin er kumpt: doch fliegt er gewonlich im fünffhundert jar in Egypten, und stirbt daselbst.“

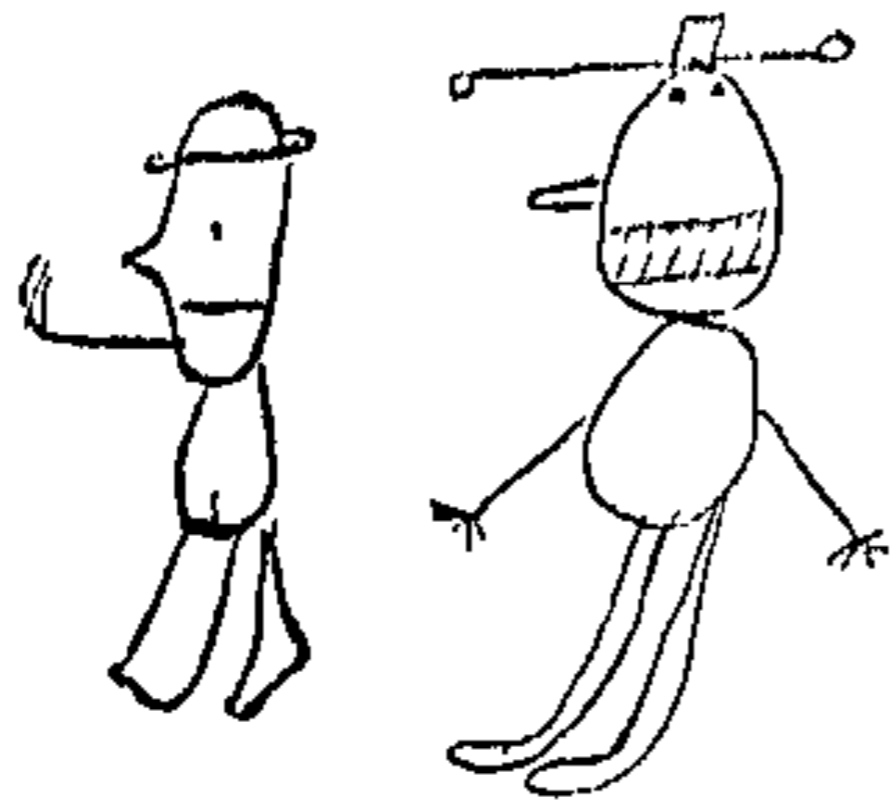
Noch kostbarere Geschöpfe leben in Geshners „Fischbuch“, obgleich dieser Teil des Werkes, da Geshner eine Reihe von Jahren an der französischen Küste gelebt hat, sonst manche gute, wirk-

lich wissenschaftliche Beobachtung birgt. Gewährsmann für die Schilderung der Wunderwesen des Meeres war Geshner in erster Reihe „der groß Claus“, der schottische Erzbischof und Erzliagner Claus Magnus. Es ist hier nicht möglich, all diese Meereswunder aufzuzählen, die in der Phantasie des großen Claus existierten und sich in Geshners „Fischbuch“ in „iter waaren conterfactur“ (wir würden schreiben: nach dem Leben gezeichnet) finden. Wir begnügen uns, aus der Fülle ein paar besonders merkwürdige Tiere dieser Art herauszugreifen und zu schildern. Da lebt z. B. „bey Norwegen im stillen Meer“ eine Meereschlange, die nicht weniger als 300 Schuh (Fuß) lang ist, also rund 90 Meter mißt. Sie ist sehr verhaßt bei den Seelenten, weil sie sich gelegentlich einen zum Fraße aus dem Schiffe langt. Merkwürdig ist die Art ihrer Fortbewegung in dem fenchten Element: sie erhebt nämlich „sölche krümb über das Meer, daß auch zu zeyten ein schiff darunder hin faren mag“. Einen großen Raum beansprucht im „Fischbuch“ die Schilderung der verschiedenen „Walfischen“. Daß sich diese Säugetiere in das Fischbuch verirren — auch heutzutage hält der Laie den Walfisch gewöhnlich für einen Fisch — ist nur deshalb merkwürdig, weil Geshner ganz genau bereits weiß, daß sie „volkomme lebendige thier gebyren, auß irem samen, gleich den vierfüßigen thieren, nit von eyeren“, und weil er z. B. weibliche Wale mit Brüsten, an denen Junge saugen, abbildet. Im übrigen wird aber niemand ohne herzliches Lachen die „wahre conterfactur“ dieser Wale sehen und die Schilderung ihrer Lebensweise lesen können. Da ist z. B. der Tüffelwal. Den halten die Schiffer, da er „mit sand besprenget“ ist, nur zu oft für eine kleine Insel. Sie werfen den Anker darauf aus, zünden ein Feuer auf ihm an, um zu kochen und „kommen also manches mal in grosse gesaar“. Vier fürchterliche Stoßzähne, gleich denen des Elefanten, schmücken den Unterkiefer dieser schrecklichen Bestie. Sieht dieser Tüffelwal immerhin noch einem Wale bis zu gewissem Grade ähnlich, so wird das kein Mensch von folgenden „Walfischen“ behaupten können: dem Meeremönch, dem Meerbischof, dem Meerfräulein und gar dem Meerteufel, die Geshner sämtlich nach der Natur abbildet. Der Meeremönch, ein Walfisch von drei Ellen Länge, mit dem Gesichte eines Menschen, einem schuppigen Leibe, der sich wie die Gewandung eines Mönches ausnimmt, nur bestehen Arme und Beine in einer Art von Flossenfaum, ist, wie Geshner berichtet, mehrfach gefangen worden. Das eine Mal fingen ihn Fischer im Heringsgarn bei der Stadt Elbba, die vier Meilen von Kopenhagen liegt, und sandten ihn dem Könige zu. Der ließ den Meeremönch trocknen und „zu einem wunder behalten“. — Im Jahre „als man zalt 1531“, fing man „an dem gstad des meers bei Poland nächst“ ein Meerwunder „mit sölcher gestalt genzlich aller zierden eines Bischoffs änslich“ — und die naturgetreue Abbildung Geshners gleicht tatsächlich einem Bischof im Ornat. Dieser Meerbischof (Episcopus marinus mit wissenschaftlichem Namen) wurde dem Polenkönige vorgeführt. Nun heißt es weiter von diesem höchst merkwürdigen „Walfische“: „Welches durch etwas zeichen, menslich bedumcken wöllen, bedeuten und begären, daß es ein grosse begird habe wider in das meer. Zu welchem als es gefürt ist worden, sol es sich zu stund dareyn geworffen, und in die tieffe verckslossen (vertrocken) haben.“ — Auch bei dem Meerfräulein und dem Meerteufel wird der Bericht mit genauen Jahreszahlen belegt. Beide gleichen „oben auß den menschen, unden auß eynem fisch“. Der Meerteufel ist auf der Abbildung mit zwei gewaltigen Hörnern geschmückt.

(Schluß folgt.)



Zeichnung eines 7 jähr. Knaben.



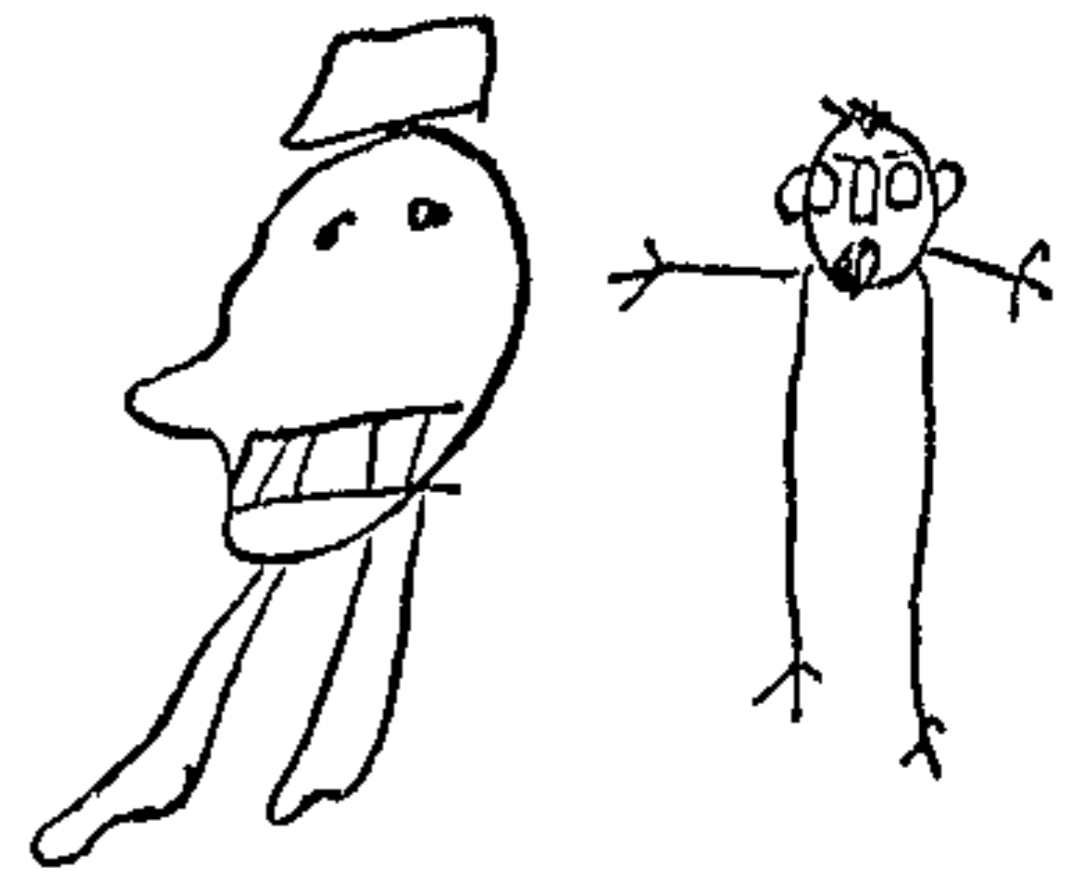
Von 5 jähr. Knaben.



Aus einer Felsen-Inschrift



Von einem 5 jähr. Mädchen.



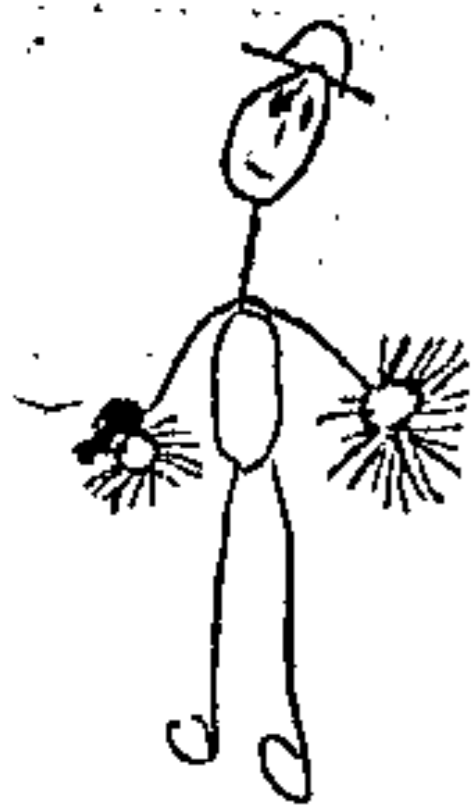
Zeichnungen 6 jähr. Knaben.



Von einem Zulu-Weibe.



Gezeichnet von einem 5 jähr. Knaben.



Von einem 6 jähr. Mädchen.



Zeichnung eines 5 jähr. Knaben.

### Das Kind als Zeichner.

Von Otto Rühle.

Jedes Kind ist ein Künstler. Der ihm als natürliche Veranlagung innewohnende Tätigkeitsdrang treibt es unausgesetzt an, schöpferisch tätig zu sein. Es will bauen, gestalten, schaffen; noch ehe es mit Tafel, Stift und Buch umzugehen weiß, offenbart es darstellerische, künstlerische Anlagen in seinem Spiel. Das Spiel ist ihm, was dem Erwachsenen die Arbeit ist; Arbeit im leichtesten, heitersten Gewande. Wie die Arbeit — natürlich nicht die Lohnsklaverei, sondern die Arbeit, die volle Befriedigung gewährt, die das Leben ausfüllt — den Menschen bildet und erzieht, ihm, gemessen an anderen Erziehungsmitteln, zur größtmöglichen Summe von Anschauungen und Vorstellungen verhilft, so schließt im frühen Kindesalter das Spiel die Sinne am vollkommensten auf und eröffnet dem Kinde den tiefsten Einblick in das Wesen der Dinge, vor denen es umgeben ist. Andererseits prägt sich die Individualität des Kindes im Spiel am kräftigsten und deutlichsten aus. Fröbel verlangte, das Kinderspiel so zu gestalten, daß das Kind dabei von Anfang an als schöpferisches Wesen zur Geltung komme. Im Selbstschaffen erblickte er — und diese Auffassung fängt an, immer mehr Gemeingut der gesamten Pädagogik zu werden — die wichtigste Triebkraft aller Erziehung und naturgemäßen Entwicklung des Menschen.

Als Künstler fühlt sich das Kind besonders beim „Malen“, jener beliebtesten Beschäftigung, die in den Kinderjahren eine große Rolle spielt. Schon wenn es einen Ast, einen Stab oder Stock hinter sich herschleift, betrachtet es mit Entzücken die durch den Sand gezogene Linie. Bald werden mit Fingern und Holzstäbchen Figuren in den Sand gegraben. Bei Tische stippt es den Zeigefinger in Suppe und Sauce und bemalt mit dieser Tellerrand, Tisch und

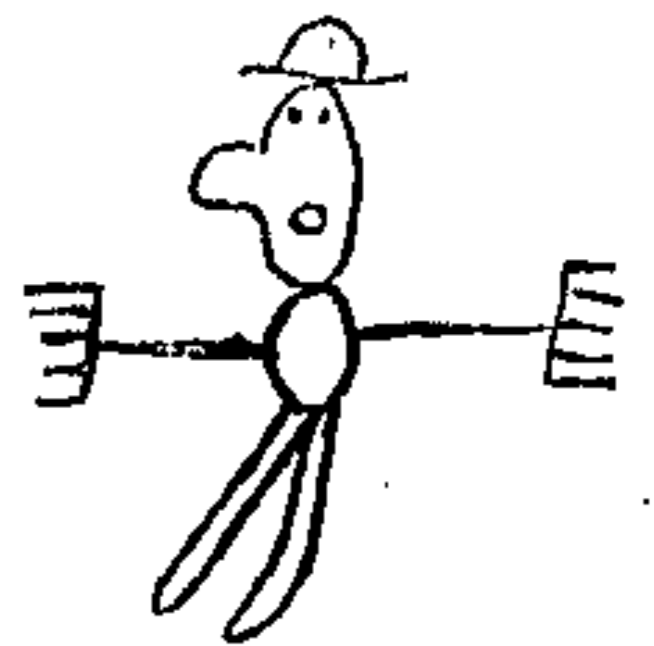
Gesicht. Bekommt es dann zum erstenmal einen Stift in die Hand, so bemerkt es mit Freuden das wunderliche Durcheinander von Zickzack- und Wellenlinien, die seine Tätigkeit hervorrief. Wird nun den künstlerischen Anlagen des Kindes Förderung und Pflege zuteil, so erklettert der kleine Künstler bald eine Sprosse um die andere in seiner künstlerischen Entwicklung, und mancher, der im späten Leben als ein Großer, Schaffender im Reiche der Kunst gefeiert wird, hat ebenedem auch, wie Tausende seinesgleichen, seine Laufbahn zum Ruhme mit den Schmierereien und Kreizeleien begonnen, die wir belächeln und als wertlos beiseite legen.

Der italienische Schriftsteller Ricci hat über die Kunst der Kinder einmal geistreich bemerkt, daß sie die Ordnung der natürlichen Schöpfung umkehre, indem sie bei den Menschen beginne, anstatt mit ihm aufzuhören. Der Kinderpsychologe Sully fügt hinzu, daß sie mit dem erhabensten Teile der „Krone der Schöpfung“, nämlich dem menschlichen Kopfe, beginne; darauf folgen sogleich die Beine. „Schön,“ sagt Ricci, „was braucht der Mensch denn mehr, als zu sehen, zu essen und zu laufen.“

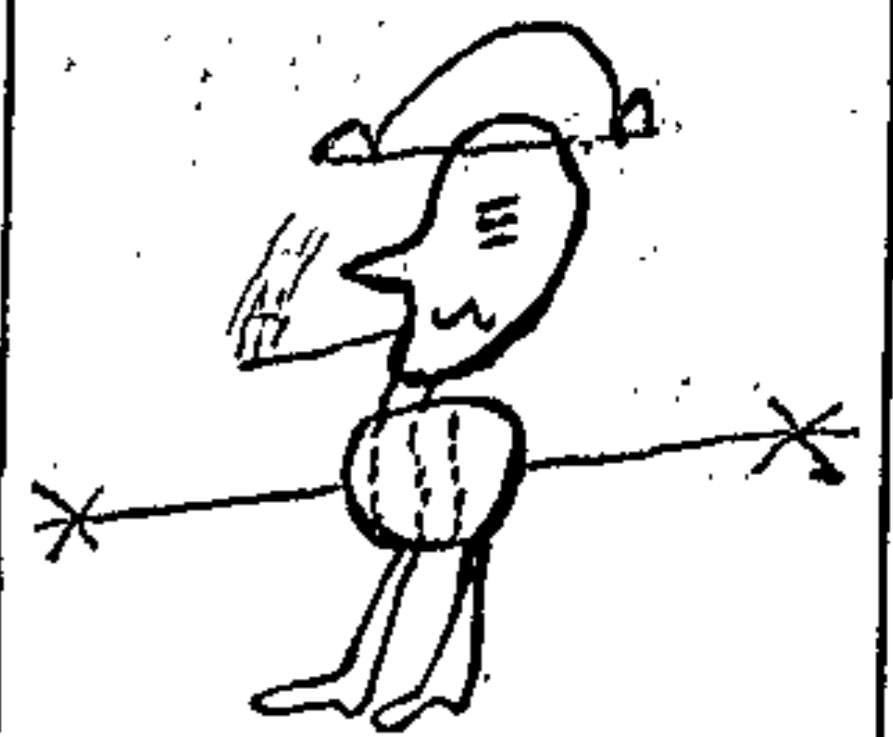
In der Regel verläuft die Entwicklung der Darstellung eines Menschen durch das Kind analog der Entwicklung des menschlichen Organismus. „Der Anfang liegt in einem oft rohen Kreis, gleich einer Urzelle, oder gar nur in einem Komplex von Strichen, ohne Gliedmaßen, ohne Charakterzüge. Die Form des Menschen ist von einem Hund, einer Katze oder was sonst noch gar nicht zu unterscheiden. Nun erscheinen Gliedmaßen, und die Figur tritt aus dem Eierstadium in das der Kaulquappe. Der Kreis erhält zwei Striche nach unten und allmählich erkennt man gesonderte Teile,



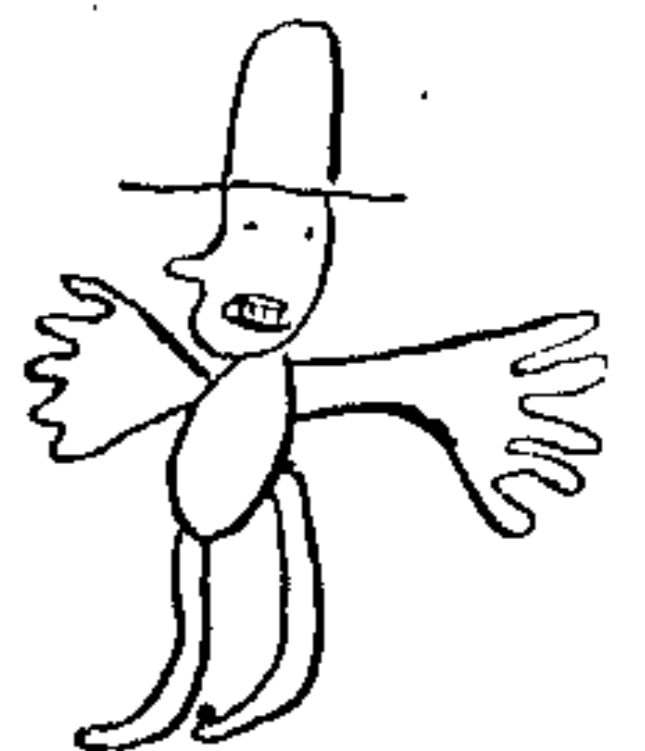
Von Brasilianern.



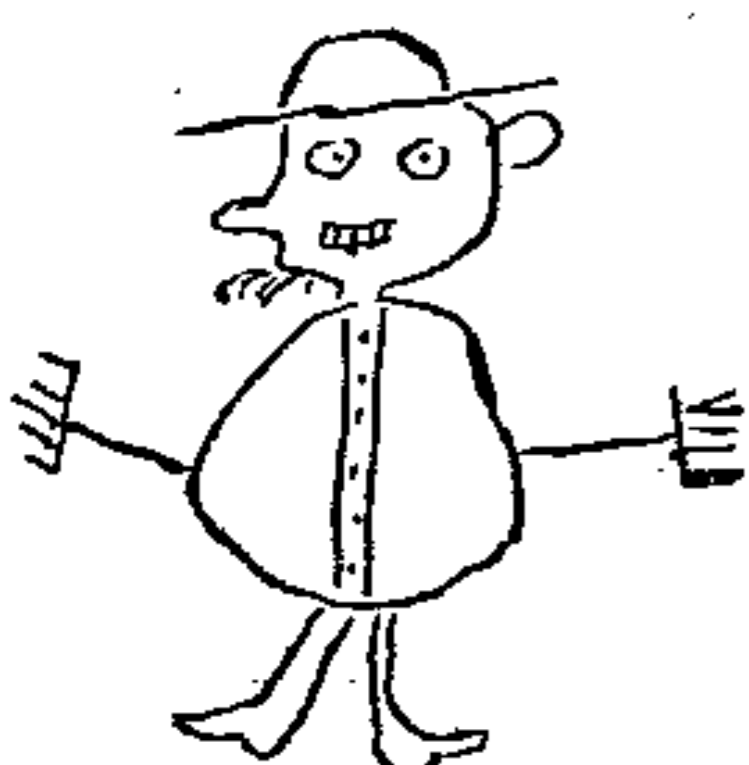
Gezeichnet von einem 5 jähr. Knaben.



Zeichnung eines 6 jähr. Knaben.



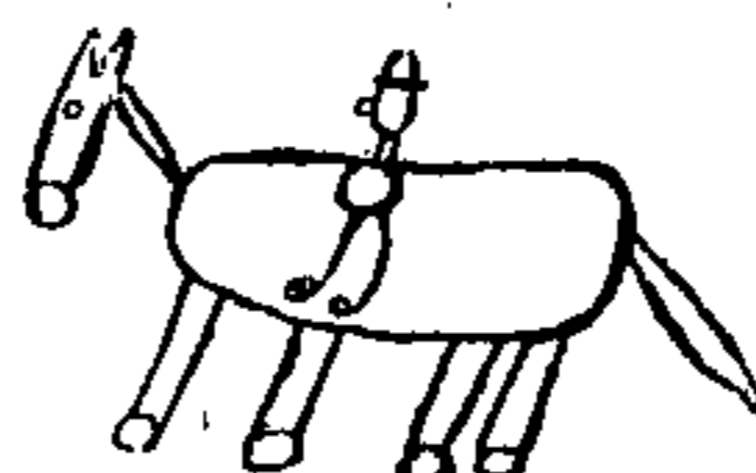
Von einem 6 jähr. Knaben.



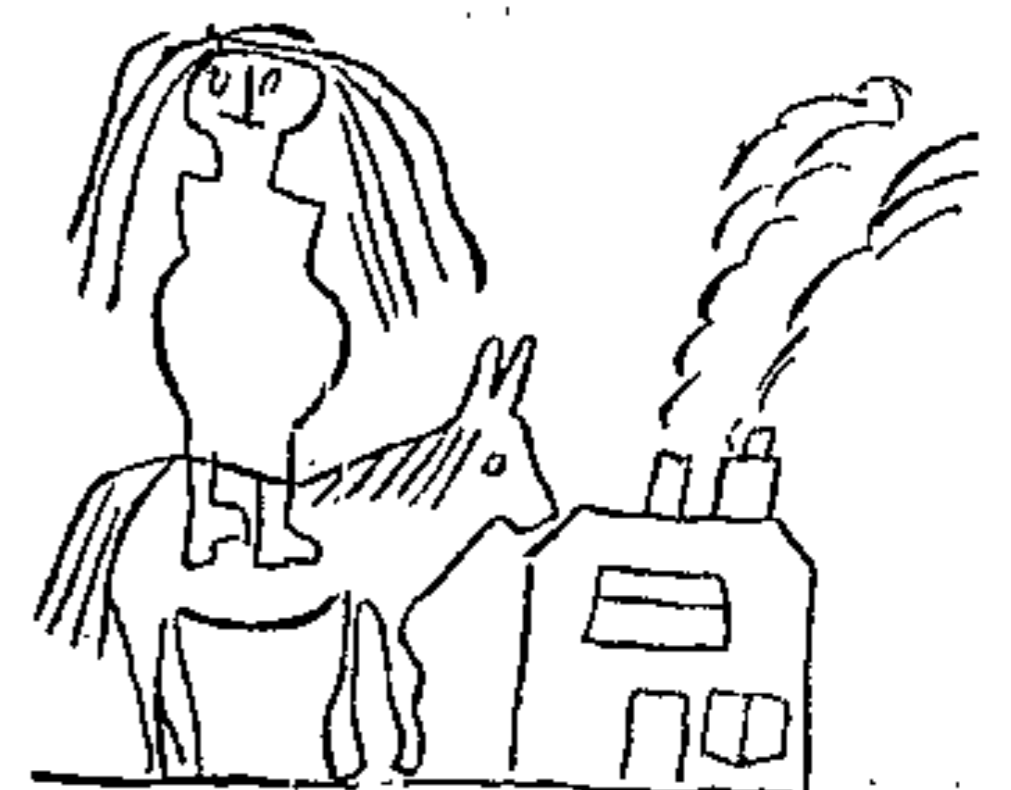
Von einem 5 jähr. Knaben.



Zeichnung eines Indianers.



Von einem 6 jähr. Knaben.



Zeichnung eines 5 1/2 jähr. Knaben.

welche Kopf, Arme, Augen usw. darstellen. Diese Form wird komplizierter und oft treten Gliedmaßen und Gesichtszüge in überzähliger Maße und heterogener Form auf. Aus diesem Stadium entwickelt sich ein unzweifelhafter Mensch mit richtiger Zahl und Anordnung der Körperteile."

Der erste Versuch des Kindes, einen Menschen darzustellen, beginnt also beim Kopfe, und zwar bei der Vorderseite des Kopfes. Ein pumper Kreis bildet den Umriss und einige hineingeworfene Punkte oder Flecken bezeichnen die Gesichtszüge; Augen, Nase und Mund werden anfangs nur sehr roh und unvollkommen dargestellt. Auf einer höheren Stufe sind, etwa wie

zuweilen auch ein seitwärts oder aufwärts gerichteter Winkel. Versuche, Nasenlöcher zu malen, tauchen nur vereinzelt auf, ebenso sind die Darstellungen von Ohren, Haaren und Augenbrauen selten, meist wohl nur zufällig. Ein Schritt vorwärts bedeutet die Stellung des Kopfes durch senkrechte Linien, die für

Sinnsicht weisen die Zeichnungen der Wilden übereinstimmende Momente mit den Zeichnungen der Kinder auf. Tritt der Numpfs endlich auf, so pflegt er im Verhältnis zum Kopfe klein zu sein, erst später wird er größer, ohne jedoch mit dem Kopfe durch den Hals verbunden zu sein. Wird der Hals das erste Mal hinzugefügt, so ist er entweder eine einfache Linie oder ein kleiner Kreis.

Arme und Beine werden von den Kindern wie auch von den Wilden mit Linien dargestellt, welche anfangs steif, dann gebogen sind und bei den Armen in Gabelungen oder in vogelfußartige Spreizungen, bei den Beinen in Klauen oder in stiefelartige Endungen übergehen. --



Franz Stuck: Kinderbildnis.

(Mit Genehmigung der Photographischen Union in München.)

auch bei den Krigeleien der Wilden, die Mundgesichter mit zwei Augen und dem Mund allgemein. In der Behandlung der einzelnen Gesichtspunkte offenbart sich meist ein großer Mangel an Proportion. So ist das Auge oft unverhältnismäßig groß; beide Augenpunkte werden durch kleine Kreise oder durch Cirundungen ersetzt, welche wieder durch Kreise eingefasst oder durch je ein oder zwei Bogen ergänzt werden, ganz ähnlich, wie dies bei den Zeichnungen der Wilden und der ägyptischen oder einer anderen Kunst des frühesten Altertums zu beobachten ist. Interessant ist auch die Entwicklung des Mundes. Er ist anfangs nur eine wagerechte Linie, später kommen die Zähne hinzu. Besonders Vergnügen hat das Kind augenscheinlich an abnormer Größe des Mundes. Die Nase ist meist ein gerader, senkrechter Strich,

den Numpfs und die Beine stehen. In diesen Darstellungen stimmen die ersten Versuche der Kinder mit den rohen Entwürfen ungebildeter Völker überein.

Vom Numpfe will das Kind lange nichts wissen. Eher vervollkommnet es den Kopf durch Hinzufügen der Haare oder einer Kappe oder bringt Füße oder Hände an. Auch in dieser

Der Amerikaner Lu-  
fens ließ von  
Mädchen im Al-  
ter von 2 Jahren  
3 Monaten bis zu  
4 Jahren 9 Monaten  
sechs Zeichnungen herstellen.  
Nachdem er an Zeichnungen  
von 34 000 Kindern im Alter von  
2 bis 16 Jahren beobachtet, daß der  
gleiche Entwicklungsgang bei allen Kin-  
dern mehr oder minder deutlich zutage tritt,  
bemerkte er, daß diese sechs Bilder typisch sind  
für die drei Anfangsstadien. Zuerst kriecht das  
Kind. Die Zeichnung ist ohne jede direkte Be-  
ziehung zum Urbild. Daraufhin deutet das  
Kind einzelne Teile durch Krigele in ihrer  
respektiven Länge an. Nach und nach verliert  
sich das Krigele, und wenige Linien, die aber  
alle ihre Bedeutung haben, werden aufs Papier  
geworfen. Sehr wichtig ist der Schritt zum  
Umriss, und wenn dieser Punkt einmal erreicht  
ist, hört der Zusatz von bedeutungslosen Linien

rasch auf. Diesen Fortschritt erklärt sich Lufens dadurch, daß das Kind die Bewegungselemente von dem wirklichen Gesichtsbild unterscheiden lernt. Nachdem nun die menschliche Figur durch die einfachsten Linien klar ausgedrückt wird, schreitet sie in der Entwicklung dadurch weiter, daß zunächst die Zahl der hinzugefügten Details stetig wächst und später die dritte Dimension zum Ausdruck gelangt. Die drei ersten Stadien nennt Lufens: die Periode des Kritzels, der lokalen Anordnung und des einfachen Umrisses. Während der nächsten Periode werden, wie bereits gesagt, die Einzelheiten von Körper und Kleidung zugefügt, oft in viel zu großer Zahl oder gar zu auffällig, je nachdem sie das Interesse des Kindes erwecken. Dazu zeigt sich allmählich ein Uebergehen von der Vorderansicht zur Seitenansicht.

Alle Beobachtungen haben ergeben, daß die Seitenansicht meist nach links gezeichnet ist. Als charakteristisches Moment tritt hier neu die profile Nase auf. Sie wird in der Regel an die Seite angelegt, während vorläufig der Mund und beide Augen noch in der Vorderansicht belassen werden. Es kostet den kleinen Künstlern meist große Ueberwindung, bei Profilbildern ein Auge wegzulassen. Auch bei Erwachsenen, fast durchgängig aber bei Wilden, kann man beobachten, daß sie die Vorderansicht beibehalten, obgleich sie die Nase im Profil gezeichnet haben.

Die Kleidung der Menschen wird auf den frühen Stufen meist vergessen, höchstens, daß der Kopf mit einem Güte bedeckt ist und aus dem Mund eine Tabakspfeife qualmt. In der Pitt-Riverschen Sammlung ist eine Zeichnung von einem zehnjährigen Knaben vorhanden, welche trotz der Bekleidung der Figur die Glieder naiv durch ihre Hülle hindurch andeutet. Auch Dana Partridge gibt eine solche Zeichnung eines Kindes wieder. A. v. d. Steinen berichtet hierzu, daß in derselben Art und Weise die brasilianischen Indianer ihn und seine Gefährten gezeichnet hätten.

Besser als Menschen verstehen Kinder im allgemeinen Tiere zu zeichnen. Die Entwicklung der Tiergestalt ist in der Regel analog der des Menschen. Auffällig ist auch die Uebereinstimmung zwischen der Entwicklung der Tierzeichnung und der natürlichen Entwicklung des Tieres, auf die Lufens besonders hinweist. Wenn man, so führt er aus, Bilder von den ersten Versuchen von Säugetieren, Vögeln und Fischen untereinander mischt, so würde es ebenso unmöglich sein, sie wieder zu sortieren, als es dem Anatom unmöglich ist, ganz junge Embryonen, die versehentlich vermischt wurden, auseinander zu halten. Ebenso wenn man nichts weiter weiß, als daß eine vermischte Gruppe von Zeichnungen Säugetiere, vielleicht auch Menschen darstellt, so steht man ratlos da wie der Zoologe, der entdeckt bemerkt, daß er vor den Tieren die Flaschen von Embryonen von Mensch und Wildschwein ohne Kennzeichen in den Schrank gestellt hat.

Sehr kompliziert und schwierig wird für den kleinen Künstler die Sache, wenn Menschen und Tiere zusammen dargestellt werden sollen. Bei Reiterbildern hilft er sich anfangs damit, daß er einfach den Mann über das Pferd setzt. Der Wilde steht in der Darstellung der Tiere wie besonders des Reiters weit über dem Kinde, und doch treten Spuren ähnlicher unklarer Auffassungen auch bei ihm auf. Sogar bei den Zeichnungen der Indianer Nordamerikas, in denen das Pferd im allgemeinen sehr gut entworfen ist, findet sich diese Verworrenheit.

Bei den Zeichnungen von Häusern ist besonders charakteristisch die Sorgfalt, die das Kind auf den Rauch, der dem Schornstein entsteigt, die Fenster, Gardinen usw. verwendet. Auch Lokomotiven kann sich das Kind nicht ohne

die nachziehende starke Rauchwolke denken — ein solch kleiner Mensch mit seinem lebhaften Tätigkeitsstribe will eben alles lebendig, alles in Bewegung sehen.

Das Sammeln und Studieren von Kinderzeichnungen ist eine verhältnismäßig noch recht junge wissenschaftliche Beschäftigung; außer dem bemerkenswerten Kapitel, das James Sully ihnen in seinem Buche „Untersuchungen über die Kindheit“\*) widmet, und der ebenso umfangreichen als gründlichen Arbeit von Dr. Lefebvre „Kinderzeichnungen“ (Leipzig, bei Voigtländer) liegen bedeutende Veröffentlichungen hierüber in deutscher Sprache überhaupt noch nicht vor. Dies hat seinen Grund darin, daß die Wissenschaft der Kinderpsychologie erst erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt hat, seitdem man weiß, daß die Entwicklung des Einzelmenschen nicht nur physisch, sondern auch psychisch im allgemeinen entsprechend dem Entwicklungsverlaufe der Rasse sich vollzieht. Kurz gesagt: Seitdem man weiß, daß die Erforschung des körperlichen und seelischen Werdeprozesses des einzelnen Menschen, besonders des Kindes, einen wichtigen Schlüssel bildet für die Erforschung und Begründung des Entwicklungsanges der Menschheit überhaupt.

Man erinnert sich angesichts des mit diesen Worten ausgesprochenen Parallelismus zwischen Individuum und Rasse unwillkürlich des von Gaedel formulierten biogenetischen Grundgesetzes, nach dem im Entwicklungsverlauf des Individuums durch alle Phasen hindurch die historische Entwicklung des ganzen Stammes, des menschlichen Geschlechts in seiner Gesamtheit sich spiegelt. Dieses biogenetische Grundgesetz ist wie für die Naturwissenschaft, so auch für die Entwicklung der wissenschaftlichen Psychologie von richtunggebender Bedeutung geworden.

Schon vor etwa hundert Jahren war die Psychologie von dem auf religiöse Vorstellungen zurückgehenden metaphysischen Standpunkte abgekommen, daß die mannigfachen Erscheinungen und Aeußerungen des menschlichen Innenlebens zu betrachten seien als Betätigungsformen vorhandener seelischer Grundkräfte, als Folgewirungen gewisser Akte eines psychischen Seelenvermögens. Es verschaffte sich das Prinzip der Erfahrung immer mehr Geltung, die Psychologie trat mit den Naturwissenschaften, der Anatomie und Physiologie in engere und innigere Verbindung, bis schließlich der Leipziger Professor Wundt — fußend auf den von Fechner, Locke, Weber, Helmholtz u. a. geleisteten Vorarbeiten — die physiologische Psychologie schuf, die sich aufbaut auf der Erkenntnis, daß das Geistige, Psychische in irgend einer Hinsicht als Parallelercheinung gewisser physiologischer, also materieller Vorgänge aufzufassen sei und daß zwischen beiden Gebieten, dem körperlichen und geistigen Leben, wechselseitige Beziehungen bestehen. Von hier aus war es nur noch ein kleiner Schritt, daß auch die physiologische Entwicklungslehre Einfluß gewann auf die Psychologie. Es bildete sich ein besonderer Zweig der Psychologie heraus, die genetische oder Entwicklungspsychologie, die sich eng an die Völkerpsychologie anlehnt und im Grunde nichts anderes darstellt als die Uebertragung des biogenetischen Grundgesetzes aus dem Physiologischen ins Psychologische, aus der Naturwissenschaft in die Wissenschaft vom sogenannten Seelenleben. Einen der geistvollsten Beiträge zur Entwicklung der genetischen Psychologie hat Darwin geliefert in seiner Schrift „Ueber

\*) Diesem Buche, das im Verlage von Ernst Wunderlich, Leipzig, erschienen ist (Preis broschiert 4 Mk., gebunden 4,80 Mk.) sind die dem Artikel beigegebenen Zeichnungen entnommen.

den Ausdruck der Gemütsbewegungen bei Menschen und Tieren“ (1872). Abgesehen von einigen strittigen Punkten steht die Wissenschaft heute ganz allgemein auf dem Standpunkte der Analogie zwischen der physischen und psychischen Entwicklung des Einzelwesens und der Rasse. Lazarus, Steinthal, Wundt u. a. haben besonders die Entwicklung der Sprache benützt, um über die geistige Höherbildung des menschlichen Geschlechts in vorgeschichtlicher Zeit Aufschluß zu erhalten. Von anderen Psychologen ist die seelische Entwicklung des Kindes zu diesem Zwecke herangezogen worden. Die Kinderpsychologie hat denn auch, indem sie nicht bloß die kindliche Sprachentwicklung, sondern die gesamte psychische Persönlichkeit des Kindes zum Gegenstande ihrer Betrachtung und Forschung machte, zu dem Ergebnis geführt, daß „der Entwicklungsang des Kindes in vielen Punkten parallel verläuft zu jenen Zeiten der Kulturgeschichte, die man als Prähistorie bezeichnet; nicht minder weist er Merkmale auf, die auch den Kulturen der heute noch auf niedrigen Entwicklungsstufen stehenden Naturvölker eigenartig sind.“ Die Kinderforschung ist infolgedessen imstande, für eine vergleichende Kulturgeschichte der verschiedenen Rassen und damit für eine allgemeine Menschheitsgeschichte sehr wertvolle Materialien und Fingerzeige zu liefern.

In jüngster Zeit hat man besonders den Wert der Kinderzeichnungen für diese Zwecke schätzen gelernt, und man ist deshalb eifrig bemüht, zunächst Unterlagen für die wissenschaftlichen Vorarbeiten zusammenzutragen. Vor einiger Zeit ist in der pädagogischen Presse ein Aufruf erschienen, in dem der Leipziger Geschichtsprofessor Dr. Lamprecht um Uebersendung von Kinderzeichnungen aller Altersstufen ersucht. In erster Reihe sind erwünscht freie, selbständige Zeichnungen, die das Kind völlig aus eigenem Antriebe, ohne irgendwelche Anregung, Aufforderung oder Unterstützung durch Eltern, Lehrer oder andere Personen angefertigt hat, Zeichnungen, wie sie meist, als natürliche Produkte des Tätigkeits- und Darstellungstriebes, unmittelbar aus der spielenden Tätigkeit des Kindes heraus entstehen. In zweiter Reihe kommen Zeichnungen in Betracht, die infolge bestimmter Aufforderungen oder Anregungen entstanden sind, insbesondere solche, deren Anfertigung unter Kontrolle eines Lehrers erfolgt ist. Ferner sind möglichst zahlreiche Zeichnungen eines und desselben Kindes erwünscht, da es außerordentlich wichtig ist, von einem bestimmten Gesichtspunkte aus den geistigen Werdegang eines einzelnen Kindes durch längere Jahre hindurch zu verfolgen. Die Zeichnungen leisten hierbei die wertvollsten Dienste; wenn möglich, müssen sie verschiedenen Lebensjahren angehören, am besten der Zeit von den ersten bis zu den letzten Jahren der Kindheit, so daß sich in jedem Einzelfalle die individuelle Entwicklung genau feststellen läßt. Schließlich sind auch Zeichnungen von Erwachsenen willkommen, doch nur von solchen, die das Zeichnen nicht berufsmäßig ausüben. Ausgeschlossen sind also Zeichnungen von Künstlern, Kunstmalern, Zeichenlehrern usw. In dieser Gruppe soll die Entwicklung vom Kinde bis in die Höherzeit des gereiften Individuums fortgeführt werden. Sehr willkommen sind weiter auch die Zeichnungen von erwachsenen Personen solcher Völkerschaften, die auf einer niedrigeren Kulturstufe stehen.

Für die Beschaffung des Materials sind mehrere Jahre in Aussicht genommen. Unkosten und Auslagen für Porto werden vergütet, auch erfolgt auf Wunsch Rücksendung übermittelter Zeichnungen nach Anfertigung von Kopien. Die Namen der Einsender werden diskret be-

handelt und nicht mit veröffentlicht. Die Adresse ist für Sendungen, Anfragen usw. immer: Prof. Dr. Lamprecht, Leipzig, Schillerstraße 7, I. Man unterschätze die ersten Zeichen- und Malversuche der Kleinen nicht mehr wie

bisher; anstatt sie verächtlich zu behandeln und ins Feuer zu werfen, lese man sie sorgfältig auf und stecke sie unter Angaben des Alters und Geschlechts des Kindes, dessen unbeholfene Hände sie kriegten, in einen Briefumschlag, um

sie dem „Leipziger Professor“ zu schicken. So kann jedermann dazu beitragen, daß es der Wissenschaft gelingt, Licht zu tragen in die noch dunklen und unerforschten Gebiete vorge-schichtlichen Lebens und Werdens. —

## Das lachende Morgenland.

Von Roda Roda.

Die drei Fragen.

**S**ultan Sulhman, der glänzende — Allah rahmet esle, Gott gebe ihm den Frieden — ging einst mit seinem Großwesir verkleidet über Land, um Herz und Sinn des Untertans zu prüfen. — An einem Wintertage vor Sonnenuntergang erblickte er einen Alten, der trotz der Kälte fleißig seinen Acker pflügte. Der Sultan blieb stehen, segnete die Arbeit und sah eine Weile wortlos zu. — Als der Bauer sein Gespann zur Heimkehr rüstete, sprach der Sultan: „Woher kam der viele Schnee auf diese Berge?“

„Se nun, Effendüm,“ gab der Alte zurück, „von den schweren Zeiten!“

„Und haben die Wären im Walde große Höhlen?“

„Se nun, Effendüm, wie sie Gott geschaffen!“

„Pflügt Ihr die Esel hier zu Land zu schinden?“

„Se nun, Effendüm, bei Gelegenheit!“

Indessen war der Bauer fertig geworden und machte sich auf den Weg nach Hause. — Die beiden Wanderer begleiteten ihn. — Als sie beim Postore angekommen waren, lud der Alte die Fremden mit einer Handbewegung ein und ließ ihnen den Vortritt. Des Alten Hausfrau brachte ihnen Behrung und Labung und bereitete ihnen ein Nachtlager.

Dem Großwesir gingen die Fragen, die der Sultan an den Bauer gerichtet hatte, immerfort im Kopfe herum. Endlich konnte er seine Neugierde nicht mehr bemeistern. „Kaiserlicher Herr,“ sprach er, „was haben jene Fragen bedeutet?“

Der Sultan sah den Wesir an und schüttelte den Kopf: „Wie — Muharem — Du, der Großwesir der Großen Pforte, hast meine Fragen nicht verstanden? Glender, wenn Du sie bis zum Morgen nicht ergründet hast, entscheide ich Dich Deines Amtes!“

Damit legte sich der Sultan nieder und war bald eingeschlafen.

Erregt dachte Muharem nach, was wohl mit dem Schnee, dem Wären und dem Esel gemeint sein könnte. Aber je länger er sann, desto wirrer wurde er. — Endlich, da die tiefen Atemzüge des Herrn den Schlummer der Müdigkeit verrieten, stand der Wesir leise auf und weckte den Bauer im Nebenzimmer.

„Alter,“ flüsterte Muharem, „was wollte mein Gebieter mit dem Schnee, der auf die Berge kommt?“

„Se nun, Effendüm, er meinte, woher meine weißen Haare kämen — und ich sagte: Von den schweren Zeiten.“

„Gut! Und ob die Wären große Höhlen haben?“

„Se nun, Effendüm, da verlangte er ein Nachtlager für sich und Euch in meinem Hause. Ich sagte: Wie es Gott geschaffen, müsse man sich bequemen.“

„Gut! Wen verstand er aber unter dem Esel, den man hierzulande schindet?“

„Effendüm, das ist ein großes Geheimnis und ich darf Dir's nicht enthüllen.“

„Wenn ich Dich aber bitte, Alter?“

„Nuch dann nicht, Herr!“

„Hier hast Du ein Goldstück. Es gehört Dir, wenn Du mir antwortest.“

„Ich darf nicht, Effendüm.“

Der Großwesir hat immer noch. Als der Bauer aber unerbittlich blieb, schlich Muharem, so leise er gekommen, auf sein Lager zurück und suchte unermüdet die Lösung des Rätsels. — Bald krähte der Hahn — und der Wesir war nicht flüger denn zuvor geworden. Unaufhörlich schwebte ihm die Amtsentsetzung als Schreckbild vor den Augen. — In seiner Verzweiflung zerschneid er seinen Gürtel und nahm so viel Goldstücke heraus, daß der Turban bis zum Rande gefüllt war. Mit der schweren Last betrat er wiederum den Raum, in dem der Alte schlief, weckte den Mann und sprach: „Das alles ist Dein. Was hat mein Gebieter mit der Gelegenheit gemeint, die Esel zu schinden?“

Schnunzelnd nahm der Bauer den Schatz und sprach: „Se nun, Effendüm, sieh, die Gelegenheit ist da!“

Mustafa Wunsch.

Von Habbar Fastagich.

Noch heute hab ich ihn vor Augen, als sähe ich ihn lebhaftig — und er ist doch schon an die drei Jahre tot. Fast übermäßig groß war er, der alte Mustafa, und dürr wie ein Stecken; die Stirn zerschneid von den Furchen, das Antlitz sonnenverbrannt — eine merkwürdige Erscheinung. Siebzig Jahre trug der krumme Rücken.

Seit er den Gürtel um die Hüften getan, baggerte er Tag für Tag, vom Morgen bis zum Abend auf beiden Ufern den Schotter aus dem Wasser und siebte ihn durch die Kiesharfe. Er holte den Schotter herauf, und der Fluß brachte neuen. So raufte er Jahr für Jahr mit dem Fluße. Der Kies immer vor dem Neck, der Sand hinter ihm. Auf drei struppigen Pferdechen in sechs Körben frachtete dann der Alte den Sand in die Stadt, tapp, tapp hinterdrein mit Hüh und Geh, die kalte Pfeife im Kragensfutter. Hat man auch seine feste Mundschafft, es ist doch ein schweres Brot. 's reicht alle Tag nur auf ein Mahl und alle Jahr auf einen Rock.

Am Freitag nach dem Vierten Gebet sah er einmal mit etlichen Alten auf der Brunnenbank vor der Moschee. Jeden einzelnen verlangte nach etwas — bodenlose Wünsche.

„Oh . . . hätt' ich doch, was ich mir denke: Schlösser und Dörfer . . .!“

Dem Zweiten wäre gar nur ein Kaisertum genug — und dem Dritten fabelhafte, goldgefüllte Krüge.

„Und Du — Mustafa?“

„Ich wollt' — ich wollt' . . . noch einmal jung sein, um meinen Schotter graben zu können, wie einstens.“

Soll man heiraten?

Von Schemsuddin.

Sandi ib'n Naim ging mit der Absicht um, zu heiraten, konnte sich aber lange nicht dazu entschließen — aus Furcht, es würde ihn später gereuen. Endlich nahm er sich vor, hundert Leute zu befragen und nach dem Rat der Mehrheit zu handeln.

Gesagt — getan. Er frage einen nach dem anderen. Die einen redeten ihm eindringlich zu, die anderen rieten ihm ebenso entschieden ab, so daß er schließlich nicht mehr ein noch aus wußte. Mit neunundneunzig Leuten hatte er schon über die Sache gesprochen, ohne flüger geworden zu sein. Da entschied er: „Ich will

noch den Hundertsten fragen — und was der mir empfiehlt, das will ich tun.“

Schon früh am Morgen ging er auf die Gasse, um den ersten Vorübergehenden zu erwarten. Da kam ein Mensch auf einem Stecken herangeritten, offenbar ein Narr.

„Mach Blah!“ rief der sonderbare Reiter, „damit Dich mein Pferd nicht schlage.“

Sandi ib'n Naim trat beiseite und zweifelte nicht, daß der Fremde verrückt sei. Da er sich aber nur einmal vorgenommen hatte, nach dem Urteil des ersten zu handeln, dem er begegnen würde, schrieb er ihm nach:

„Se, Nachbar! Laß Dein Pferd halten, ich möchte Dich um etwas bitten.“

Der Reiter zog die Zügel an und parierte. „Mach! Was willst Du?“ rief er und tat, als sei der Stecken zu ungeduldig, lange zu verharren.

„Ich denke an's Heiraten und wünsche dazu Deinen Rat zu hören,“ antwortete Sandi.

Der auf dem Stecken besann sich ein wenig. „Mein Teurer!“ sagte er dann. Die Weiber stammen aus drei Lagern. Ein Weib aus dem ersten Lager wird Dir ergeben sein, ein Weib aus dem zweiten Lager ist Dein Feind und eines aus dem dritten ist Dir ergeben und Feind zugleich. Hüte Dich vor meinem Pferde! — Hü!“ — und ritt davon.

Sandi dachte: „Was hat nur der Narr da für Unsinn geschwätzt? Wie soll ich erkennen, aus welchem Lager ein Weib stamme? Am besten, ich laufe ihm nach und frage ihn noch einmal.“

„Se, Nachbar! Warte ein wenig!“

Der Fremde hielt wie vorher.

„Sage mir doch, wie ich erkennen soll, aus welchem Lager ein Weib stammt!“

„Das ist ganz einfach. Die Weiber aus dem ersten Lager — die ergebenen — das sind die Mädchen. Wenn ein Mädchen gefreit wird und früher noch um keinen Mann gewußt hat, so hängt sie sich an den ersten. Die Weiber aus dem zweiten Lager — die feindlichen — das sind die Witwen, die Kinder haben. Heiratest Du solch eine, so darfst Du nie auf Frieden rechnen. Immer wird sie Dir ihre Kinder vorziehen. — Aus dem dritten Lager stammt die kinderlose Witwe. Hütest Du sie besser, als ihr erster Mann sie gehalten hat, so wird sie Dich lieben. Wenn nicht, so denkt sie immer nur an ihn und seine Güte und haßt Dich. — Hüte Dich, daß Dich mein Pferd nicht schlage! — Hü!“

Und wieder ritt er weiter.

Sandi ib'n Naim gab es keine Ruhe: war das nun ein Narr oder ein Weiser, der ihm so geraten?

„Se, Nachbar! Halt zum drittenmal!“

Der Reiter hielt und fragte nach Sandis Begehr.

„Sag' mir, wer bist Du eigentlich? Du redest so vernünftig und benimmst Dich so nährisch dabei. Wenn Du aber nicht verrückt bist, was bist Du sonst?“

„Ich bin vom Stamme Ben Amir und habe zwei Frauen gehabt, die mir beide gestorben sind. Nun drängt mich die Verwandtschaft, ich solle noch einmal heiraten. Ich weiß mich vor meinen Ratgebern nicht anders zu schützen, als dadurch, daß ich mich wahnsinnig stelle. Hüte Dich, daß Dich mein Pferd nicht schlage! Hü!“ — Und ritt auf seinem Stecken auf und davon. —

**Zum Gedächtnis Friedrich Halms.** Bei Lebzeiten viel vergöttert, allerdings auch mehrfach verlästert, nach seinem Tode nur noch ein sogenannter Literatur-Wälzer: das ist Friedrich Halm, dessen 100. Geburtstag am 2. April fällt. Estinus Franz Joseph Freiherr v. Münch-Bellinghauseu — dies sein eigentlicher Name — war zu Straßau geboren. Er gehörte zu der Kategorie „frühreifer“ Kinder. Schon im Alter von 13 Jahren hatte er das Gymnasium absolviert und bezog nun die Universität, um sich für den Staatsdienst vorzubereiten. Mit 20 Jahren war er Beamter. Von früh auf der Poesie anhängend, trat er, ohne jemals vorher irgendwo eine Verszeile veröffentlicht zu haben, gleich mit einem Drama „Oriselbis“ hervor, das ihn als fertigen Meister der Poesie und der Bühnentechnik dokumentierte. Diese Tragödie wurde am 30. Dezember 1835 im Wiener Burgtheater zum erstenmal aufgeführt. Die „Oriselbis“ feierte sich rasch in die Gunst des Wiener Theaterpublikums. Die Titelpartie wurde eine Paraderolle für alle bedeutenden Schauspielerinnen, und das Stück, das bis Ende November 1861 am Burgtheater 83 Wiederholungen erlebte, ging in kurzer Frist über viele in- und ausländische Bühnen. Außerdem fand es Verbreitung durch Uebersetzungen ins Französische, Englische, Italienische, Schwedische, Dänische, Polnische, Ungarische und Kroatische. Ja, ein Armenier, namens Julani, übertrug es sogar in die türkische Sprache.

Die nächsten Dramen Friedrich Halms („Der Aepf“, „Camoenz“, „Jusilda Lambertazzi“, „Ein mildes Urteil“, „König und Bauer“) blieben im Schatten und sind nicht über Wien hinausgekommen. Erst dem „Sohn der Wildnis“ (am 28. Januar 1842 im Burgtheater) war wieder ein sensationeller Erfolg beschieden. Auch dies Drama wurde in die meisten Sprachen übersetzt und auf vielen deutschen wie ausländischen Bühnen mit großem Beifall gegeben. Aber nun begannen sich bereits Meid und Mißgunst gegen den Dichter zu zeigen. Man beschuldigte ihn, daß nicht er, sondern sein Lehrer, der Dichter Michael Ent von der Burg, der Verfasser dieses Dramas sei. Heinrich Laube war es dann, der Friedrich Halm energisch verteidigte. „Es ist unglücklich“, schrieb er, „mit was für fabelhaften Tragen ein Dichter zu fechten hat.“

„Sampiero“, das nächste Stück — übrigens das erste in Oesterreich, dem die Lantime zufiel — ~~„wie das Lustspiel „Verbot und Befehl“ hatten wenig Erfolg. Aber dann kam „Der Fechter von Ravenna“.~~ Dies nationalpatriotische Tendenzdrama wurde am 18. Oktober 1854 erstmalig am Burgtheater ohne den Namen des Verfassers aufgeführt. Es erregte nicht nur gewaltiges Aufsehen, sondern gab Anlaß zu einem großen literarischen Skandal. Ein bayerischer Landschullehrer, Franz Wackerl mit Namen, hatte dem Burgtheater, an dessen Spitze nunmehr Generalintendant v. Münch-Bellinghauseu stand, ein wertloses Bühnenummachwerk: „Die Ehrenster in Rom“ eingeschickt. Friedrich Halm hatte es allerdings gelesen — aber der Vorwurf des Plagiats war einfach lächerlich. Diesen erhob nämlich ein Herr D. v. Schorn in der „Allgemeinen Zeitung“, mit dem Erfolg, daß Halms „Fechter“, wie Adolf Wilbrandt in seinen im vorigen Jahre in der Wiener „Neuen Freien Presse“ veröffentlichten Erinnerungen mitteilte, am Münchener Hoftheater ausgepfiffen wurde. Anderwärts geschah ähnliches. Wackerl zog das Interesse der Menge auf sich. Er hing die Schule an den Nagel und hielt — eine Art poetischer Don Quixot — in Deutschland und Oesterreich öffentliche Vorlesungen von seinen „Dichtungen“.

Mit keinem seiner nachfolgenden Dramen hatte Halm mehr rechtes Glück; weder mit „Phigeneie in Delphi“, noch mit „Begum Somru“, noch mit „Wildfeuer“. Gleich nach der Erstaufführung dieses letzteren Stückes (im Burgtheater 1857) entstanden unzählige Parodien, die, jede von einem anderen Verfasser, an sämtlichen Vorstadttheatern viel beachtet wurden; so: „Stillwasser“ (Theater an der Wien), „Fuchsteufelswild“ (Carltheater), „Kaktus“ (Harmonietheater), „Rutschpeter“ (Fürst's Singpielhalle) usw.

Halm starb in Wien am 22. Mai 1871. Seine Werke sind gesammelt in zwölf Bänden erschienen. In seinem Nachlaß, den Faust Bachler mit Ludwig Aug. Frankl sichtet, fanden sich vor: 24 mehr oder minder ausgeführte Pläne zu Dramen, 10 Fragmente solcher, Gedichte, Abhandlungen usw.

So sehr Halm als Dramatiker bei Lebzeiten überschätzt wurde, so wenig hat er dem heutigen Geschlecht etwas zu sagen. Obgleich er viel und in gewisser Art bedeutendes für seine Zeit geschrieben hat, ist er doch eigentlich kein produktiver Künstler zu nennen. Er war im Grunde stets auf stoffliche Anregungen von anderen her angewiesen. Seinem Meister Ent verdankte er die Hinwendung auf die

spanischen Dichter. Faust Bachler hat ihm manche seiner Dramenentwürfe überlassen. Die stärkste Seite in Halms Bühnentücken ist die Lyrik. Schöne Sprache, dramatische Spannung, ein bis zur Unwahrscheinlichkeit schreitendes, psychologisches Raffinement sind gewiß große dichterische Talente; allein sie vermögen über die großen Schwächen des Halm'schen Talents nicht hinwegzutäuschen. Halm war vielleicht der erste Problemdramatiker; aber sein Fehler bestand eben doch darin, daß er stets von einem Problem, niemals von einem Charakter ausgegangen ist. Er stellte sich eine Aufgabe, gleich dem Schachspieler, und die führte er mit ausgedehntem Raffinement durch bis auf die feinste Spitze. Halm ist der reinste Akademiker, so willig anerkannt werden soll, daß er zuweilen bis nahe an die Grenze moderner Problematik gelangt ist. Menschen aus sich selber zu schaffen und unterchiedlich zu charakterisieren, ist ihm nicht gelungen. Die weiblichen Hauptrollen sind meistens im Gedanken an ihm freundschaftlich nahestehende Bühnentänzerinnen konstruiert. Vielleicht hätte er lebensvolle Dramen geschaffen, wenn er kein einsam grüblerischer Sonderling gewesen wäre. Aus demselben Grunde ist er auch als Lyriker nicht durchgedrungen. Nur einige Gedichte („Mein Herz, ich will dich fragen, was ist denn Liebe?“, „Das Kind der Witwe“, „Am Brunnen“, „Das laube Mitterlein“) haben eine gewisse Volkstümlichkeit erlangt. Als Erzähler dagegen steht Halm höher denn als Dramatiker und Lyriker. Schade, daß er sich diesem Gebiet erst in seinen letzten Lebensjahren, und zwar seitdem ihm Heinrich Laube das Burgtheater verschlossen hielt, zuwendete! Das wenige aber, was er, wenn man von der krankhaften Mitterkeit der Stoffe abläßt, da hinterlassen hat („Das Auge Gottes“, „Die Marquise von Quersy“, „Marzipantafel“) stellt ihn fraglos zu den ersten deutschen Prosaiskern. —

### Die Tagesbeschäftigung der Nordkameruner.

Die Tagesbeschäftigung der Kameruner richtet sich nach der Jahreszeit oder genauer nach dem Stande der Farmarbeiten. Sie sind in erster Linie Ackerbauer. Die Feldbestellung regelt die Arbeitseinteilung und Verteilung das ganze Jahr hindurch. Die Trockenzeit ist Farmzeit; die Regenmonate bringt der Hochländer Nordkameruns größtenteils in seinem Gehöft zu. Die Trockenzeit ist aber auch Kriegszeit. Auch Hauptbauzeit sind die Trockenzeitwochen. Tagsüber gibt's genug zu tun; um so beschaulicher genießt der Nordkameruner die Abende oder die ruhigen Monate in der Regenperiode. Doch müßig ist er auch da nicht. Ist in der Feldbestellungszeit der Kameruner in erster Linie Bauer, so schafft ihm im afrikanischen Winter die Hausindustrie in Gestalt der verschiedensten Gewerbe Beschäftigung. Eher läßt sich von einer Arbeitsteilung zwischen den verschiedenen Geschlechtern sprechen. Die Feldarbeit liegt fast ausschließlich den Weibern ob. Die Gewerbe, darunter auch die, die wir nach unseren Begriffen eher den Frauen zuteilen würden, wie Korbflechten, Anfertigung von Taschen, Stricken von Mützen u. dergl., werden fast ausschließlich von Männern betrieben; sogar die Zubereitung des Rohmaterials zur Schneiderkunst und Weberei, das Spinnen des Fadens ist überwiegend Beschäftigung der Männer; bedächtig und sorgsam werden die Baumwollfäden auf ein Bambusstäbchen gewickelt und dann mit der Spindel der Faden gesponnen. Auch die Nadel zu schwingen ist in Kamerun Vorrecht der Männer. Herbeischleppen der Lebensmittel aus den Farmen sowie von Feuerholz, Zubereitung von Speisen und selbstverständlich die Kinderpflege ist Sache der Weiber. Sehr anschaulich schildert Dutler in seinen „Wanderungen in Nordkamerun“ den Verlauf eines Tages daselbst. Mit dem ersten Morgengrauen wird es im Dorfe lebendig. Die niedergebammten Feuer werden wieder entfacht, und das Tagewerk beginnt nach Beendigung der Frühstückzeit. In langen Reihen ziehen die Weiber und Sklaven, die sich mit den ersteren in die Farmbestellung teilen, mit Feldgerät und Körben hinaus; die Kinder werden mitgenommen. Nach anderen Richtungen schlängeln sich lange Rüge von Markt-leuten aus dem Dorfe und verschwinden bald im hohen Grase; desgleichen solche, die mit leeren, auf Stangen gereihten Kalebassen ausziehen, den sehnsüchtig erwarteten Palmwein abzapfen. Später begibt sich dann der Vornehme mit seinem Gefolge wohl auch in seine Farmen zur Beaufsichtigung und Antreibung seiner Arbeitsleute, oder er wandelt gemessenen Schrittes zur Palmweinhalle des Hauptlings. Langsam schreitet er dahin, in weitwallendem, langem Gewande, den Speer oder das Gewehr über den Nacken. Vom Galse auf den Rücken herab hängt das eigentümlich geformte, mit Handgriff versehene Dolchmesser, „Nnama“ genannt, und am Arme die Peitsche. Einer seiner Sklaven schleppt ihm die un-

vermeidliche lange Peitsche mit Griffing am Mohren nach, aus der er ab und zu einige Rüge tut; ein anderer hält den Saarwedel mit schön verzierten Griff zur Abwehr lästiger Fliegen bereit; und ein dritter trägt das gleichfalls unvermeidliche Trindhorn. Während der Erntezeit namentlich, wo auch die Männer in den Farmen mithelfen, ist ein Dorfs tagsüber fast wie ausgestorben. Erst in den Nachmittagstunden lehren die verschiedenen Gruppen wieder heim. Im Dorfbach wird noch rasch ein Bad genommen. Sklaven und Hörige bleiben auch gleich tags- und wochenlang in den Farmhöfen. Nun wird's in den Gehöften lebendig, wie man's in den ruhigen Regenmonaten bei nur einharmaken erträglichen Wetter den ganzen Tag sieht. Im Freien spielt sich das Leben des Regers, des Südländers überhaupt, ab, und der Hofraum der Gehöfte ist hier der Schauplatz. Die Bastmatten und Schemel werden aus den Hütten herausgetragen, und auf ihnen liegt und sitzt oder lauert jeder, der zum Haushalt gehört, bei eifrigem Gespräch, Peitsche und Palmwein oder Bier, mit häuslicher Arbeit beschäftigt oder in fleißiger Handwerksleistung. Die Hauptmahlzeit findet stets abends statt. Dann kommen die Nachbarn gegenseitig auf Besuch, die Männer schwachen und trinken und rauchen oder beteiligen sich an den von den Weibern rasch improvisierten Tänzen, indem der eine oder andere eines der Hausmusikinstrumente handhabt. —

**Erhaltung von Naturdenkmälern.** Wie die „Naturwissenschaftliche Anstalt“ vor einiger Zeit mitteilte, hat die Kreisverwaltung in Wiesbaden (Kreis Gerolstein) ein drei Morgen großes Moränenfeld und sieben Hügelgräber angekauft. Sie ist damit den in jüngster Zeit so lebhaft aufstrebenden Bestrebungen, Deutschlands Naturdenkmäler zu erhalten, in nachahmenswerter Weise entgegengekommen. Das angekaufte Land ist ein Stück der großen Endmoräne, die sich über das Danziger Hochland verbreitet. Es liegt in einem versteckten Winkel, abseits vom großen Verkehr, so daß es sich fast in seiner Ursprünglichkeit erhalten konnte. Mit erraticen Blöcken bedeckt, ist das Terrain ein schönes Zeugnis für die gewaltigen Vorgänge während der Eiszeit. Das angekaufte Land soll mit einem Drahtgesecht umgeben werden, an dessen Innenseite eine Fichtenhecke gepflanzt werden wird.

Ein anderes interessantes Naturdenkmal, das wegen der Nähe Berlins in seinem Bestande bedroht ist, soll nun ebenfalls geschützt werden. Die geologische Landesanstalt Berlin hat beim Landwirtschaftsministerium den Antrag gestellt, das kleine Hochmoor zwischen dem Hundebekken- und Grunewaldsee in seiner jetzigen Gestalt zu erhalten. Obwohl der Grunewald bei Berlin, in dem sich dieses Moor befindet, noch andere Hochmoore besitzt, ist das erwähnte doch darum besonders interessant, weil sein Südenbe auf ganz kurzer Strecke einen Uebergang vom Grünlandmoor zum Hochlandmoor zeigt. Am Grunewaldsee liegt zunächst ein Moorsumpf, an ihn schließt sich ein Erlensbruch an, und erst nach einer Uebergangsmoorbildung folgt das eigentliche Hochmoor. Die Stelle darf daher direkt als ein Modell betrachtet werden, an dem auf engstem Raume die Entwicklung der Moorbildung verfolgt werden kann. Das Hochmoor ist auch wegen seines Pflanzenwuchses sehr interessant und deswegen den Berliner Botanikern wohlbekannt. Außer Torfmoosen und der Luchsbere, die auch in anderen Mooren häufig sind, kommen hier namentlich die kleinen Torfstäuchlein Andromeda und der Sumpfsport sowie andere seltene Moorpflanzen vor. Wie nötig ein Schutz des Hochmoors ist, das konnte man vor nicht allzu langer Zeit beobachten. Eine große Strecke weit war hier die Moosdecke aufgerissen, gleich als ob Wildschweine auf dem Plage gehauert hätten. Diese Verwüstung stammte indes von Menschen her, welche Salamander sammelten. Außerdem wurde fast der ganze Sumpfsport abgeschnitten und in Säcken verladen. Die stark wuchernde Pflanze wird nämlich als Mottenkraut verwendet. Kurzum; bei der großen Nähe Berlins, bei dem steten Vorüberziehen von Spaziergängern, die mutwillig Verstörungen anrichten, da sie die Bedeutung dieses schön gelegenen Fleckchens Erde nicht kennen, ist es geboten, das Moor zu schützen. Es wird sich wohl auch hier eine Umzäunung empfehlen. Dafür wäre aber ein einfaches Drahtgesecht ohne Hecke das beste, da auf diese Weise das Moor mit seinen Krüppelkiefern und seiner eigenartigen Vegetation jedem sichtbar bliebe, aber doch von niemandem ohne besondere Erlaubnis betreten werden könnte. —

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**